

Forum

Briefe an die „Adria-Zeitung“

Wo sind die aspiccolis?

Jeden Morgen, wenn ich mit der Straßenbahn ins Büro fahre, dann muss ich mich ärgern. Da ich aber glaube, dass es nicht mir allein so geht, möchte ich den Grund doch einmal in aller Öffentlichkeit erzählen. Es handelt sich um das Kleingeld, italienisch aspiccolis genannt. Die einfache Fahrt auf der Straßenbahn oder Autobus kostet bekanntlich 50 Centesimi. Das italienische Kleingeld besteht normalerweise aus 5, 10, 20 und 50 Centesimi-Stücken, von denen allerdings, aus welchem Grunde weiss ich nicht, in neuester Zeit ausserordentlich wenig vorhanden zu sein scheint. Man kann direkt von Glück sagen, wenn man sie zu Gesicht bekommt.

Die Folge ist, dass mit Kleingeld einfach nicht mehr gerechnet wird, und man hat sich zuerst mit Staunen, allmählich aber mit Ergebnissen dargelegt, dass man beim Einkauf von Zeitungen oder anderen Dingen, die aspiccolis kosten, die lakonische Antwort bekommt: „Es fehlen noch 20 Centesimi, aber ich habe kein Kleingeld, womit sich der Fall erledigt hat. Nun ist die ACEGAT in vernünftiger Selbsthilfe dazu übergegangen, ihren Schaffnern Metallmarken zur Verfügung zu stellen, hauptsächlich 20 und 50 Centesimi-Stücke, damit sie herausgeben können. Aber trotz dieser weisen Massnahme ist der Erfolg keineswegs der erwünschte. Mindestens bei jeder zweiten Fahrt passiert es mir — und sicher auch vielen anderen — dass der Schaffner überhaupt kein Kleingeld zu haben, sodass die Fahrt statt der normalen 50 Centesimi meist 10 oder 20 Centesimi, manchmal auch sogar noch mehr, teuer wird.

Es würde mich nun wirklich interessieren, ob das eigentlich sein muss? Wo bleiben denn diese aspiccolis, die angeblich nie vorhanden sind? Und wenn überhaupt schon zusätzlich welche hergestellt werden, warum dann nicht soviel, dass sie wirklich ausreichen? Ich könnte mir vorstellen, dass es genügend arbeitende Triester gibt, denen es auf diese 10 oder 20 Centesimi, die sie täglich für nichts und wieder nichts verlieren, ankommt.

Ich las vor ein paar Tagen in Ihrer Zeitung eine Mitteilung der ACEGAT, in der es heisst, die Ausgabe dieser Metallmarken sei beendet und die Publikation werde aufgefördert, sie nur zur Bezahlung von Straßenbahn- oder Autobusfahrten zu benutzen, andernfalls werde sie als wieder einzeln. Das ist zwar sehr vernünftig, aber andererseits erhebt sich bei der Knappheit an Kleingeld die Frage, womit man sonst Kleingeldbeträge bezahlen soll. Ich kann leider keinen Vorschlag in dieser Hinsicht machen, weil ich dazu die wenigstens ein wenig kenne. Sollte es aber nicht doch möglich sein, im Interesse der ärmeren Bevölkerung die gerade in der heutigen Zeit den Pfennig dringend nötig hat, hier irgendeine Abhilfe geschaffen wird?

S. C. Triest

Mehr Sauberkeit

Ich erlaube mir, Sie auf folgenden Uebelstand aufmerksam zu machen. Ich kann mir denken, dass, wenn die DAZ hierauf aufmerksam macht, das Uebel abgestellt wird.

Einer der schönsten Plätze in Triest ist der Piazza Umberto zwischen dem Grande Canale und der Antonius-Kirche. Inmitten neuer Grünanlagen befindet sich ein Wasserbecken. Der Platz ist der Tummelplatz von hunderten von Triestiner Frauen mit ihren kleinen und Kleinkindern.

Eine nicht zu vermeidende Folge ist, dass der Platz nicht ganz sauber gehalten wird. Das wäre aber leicht zu machen, da sich kaum 100 m entfernt ein befriedendes Örtchen befindet.

Da auch andere Gäste gern auf den zahlreichen Steinbänken des Platzes ein Ruheplätzchen verbringen möchten und auch in Rücksicht auf die Anwohner an diesem Platz, wäre es durch doch zweckmässig, wenn man den Einsatz eines Wachmannes, der häufiger dort zu patrouillieren hätte, etwas auf die Sauberkeit gesachtet würde.

L. M. Triest

NAPOLEON

Das Bild Bonapartes im Wandel der Geschichte

Von Prof. Dr. CONRAD BORNHAK

Ich will nur schildern, wie es wirklich gewesen ist — das ist das Ziel, das sich Leopold von Ranke für seine Geschichtsschreibung setzte. Ein Ideal, für menschliche Geschichtswiedergabe unerschütterlich; denn alles menschliche Tun und Treiben ist abhängig von der ökonomischen und zeitlichen Umgebung und von der Person des Schaffenden.

So schwankt auch das Bild Napoleons, nicht nur von der Parteien Gunst und Hass verwirrt, sondern auch in den verschiedenen Zeiten. Schon unter seinen Zeitgenossen und dem nächstfolgenden Geschlechte war es so. Seit dem ersten Weltkrieg aber hat sich das Bild weiter gewandelt.

Wie sollten die Franzosen seiner Zeit, entzündet für den Ruhm der grossen Nationen, nicht begeistert gewesen sein für den Herrscher, der ihnen Europa zu Füssen legte? Freilich beklagte man die grossen Bluttat, die das französische Volkstum in der Folge erstarren liess, während es in dem vorrevolutionären Kanada weiterwuchs. Doch waren ja die höheren Gesellschaftsschichten durch Loskauf von der Konfiskation befreit. Andererseits lastete auf dem ganzen Lande der schrankenlose Despotismus. Die verbannten Herrscher wurden daher bei ihm zum Einzugs in Paris 1814 jubelnd als Befreier begrüßt. Napoleon selbst musste in Verkleidung vor der Volkswut durch das südliche Frankreich nach Elba flüchten, um schon im nächsten Jahre nach den ersten Torheiten der Bourbonen wieder beglückwünscht als Nationalheld begrüss zu werden. Doch nach seinem neuen Sturz wucherte die napoleonische Legende unter den niederen Volksmassen fort, um nach der zweiten Republik seinen Neffen zur Herrschaft zu verhelfen.

Thiers stütz in seiner Geschichte des Konsulats und des Empires in die Fiktionen der Clans der französischen Revolution, so glänzend absteigend von der elenden Machtlosigkeit des Junkerkönigums. Doch andererseits beklagte Augustin Thierry die Masslosigkeit der auswärtigen Politik Napoleons. Die allen Franzosen als Ziel vorgeschwebende Rheinregime, die Zerrung der Revolution, die Napoleon einst nie zu überschreiten gelobt hatte, hätte er mit der französischen Macht gut halten können. Holland, Nordwestdeutschland bis Libeck, Westitalien mit Florenz und Rom als Teile Frankreichs zu behaupten, ging über die Fähigkeiten Frankreichs hinaus.

In Norddeutschland begegnete Napoleon nur dem konsequenten Hasse des Preussentums, eines Blicke, Stein, Schornhorst und Thiers seine diplomatische Niederlage in seiner Sympathie für Mohammed Ali von Aegypten durch Ablenkung der Franzosen auf die Rheingrenze zu vertuschen suchte. So erscholl 1840 Beckers Rheinlied: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein! Aber bis zum deutsch-französischen Kriege wirkte die französische Liebe fort. Nach Ende der sechziger Jahre folgte der Kaiserin Eugénie der Besuch der Kaiserin Eugénie in Schwalbach als eine der deutschen Fürstin, da sie in Elsass-Lothringen auch über Deutsche herrschte.

Doch die deutsche Geschichtsschreibung war im allgemeinen erfüllt von allen Preussengedanken. Inmitten der Niederlage fand sie in Treitschkes Geschichte des Bonapartismus, für ihn war Napoleon nur der Lügner, der Despot, der unersättliche Grollhater, ein anderer Attila. Schon gemildert erscheint diese Auffassung in der Biographie Napoleons von Max Lenz.

Erst im Weltkrieg seit 1914 vollzog sich eine tiefgreifende Wandlung des Geschichtsbildes. Napoleon selbst hat auf St. Helena behauptet, er sei nur von England zum Kämpfe genötigt worden, es habe Meuchelmorde und Verschwörungen gegen ihn angezettelt, eine Koalition nach der anderen gegen ihn zustande gebracht und ihn zu Kriegen gezwungen, die er gar nicht gewollt habe. Das ist nur zum Teil richtig. Dass der englische Secret Service fortgesetzt Herrschaft und Leben des ersten Konsuls und Kaisers bedrohte, ist unzweifelhaft.

Der Kaiser hatte im Lager zu Boulogne die Landung in England vorbereitet. Da stieg ihm die Koalition von Österreich und Russland, das Lager abbrechen und nach Österreich zu eilen. Er gewann zwar am 2. Dezember 1805 die Dreikaiserschlacht von Austerlitz. Aber am 11. Oktober 1806 war seine Flotte bei Trafalgar von Nelson vernichtet worden, womit jeder weitere Landungsversuch in England ausgeschlossen war.

Doch zum Kriege gegen Preussen 1806/07 war er nicht durch England gezwungen. Denn Preussen befand sich mit England im Kriege, weil es sich 1806 von Napoleon gegen andere Abtretungen Hannover hatte schenken lassen. Erst nach Ausbruch des Krieges mit Frankreich wurde der dreieckige Krieg durch einen preussisch-englischen Friedensschluss beendet.

Da eine Landung in England nicht unmöglich war, suchte nun Napoleon England wirtschaftlich durch die Kontinentalperre zu vernichten. Das Berliner Dekret vom 21. November 1806 verbot allen Handel Englands mit den Küsten Frankreichs und seiner Verbündeten.

Im Tilsiter Frieden von 1807 schlossen sich auch Preussen und Russland dem Kontinentalssystem an. Und es war wesentlich Grund für den Krieg Napoleons gegen Russland 1812, dass Russland sich England näherte und das Kontinentalssystem aufgab.

Und nun haben wir auch die Lösung für die anscheinend sinnlose französische Machtpolitik. Werfen wir einen Blick auf die Karte von 1806 und 1807. Von Wien und Amsterdam, von Bremen, Hamburg und Lübeck, aber auch Genua, Florenz und Rom unmittelbar französische Städte. Auch die illyrischen Provinzen sind französisch. Nordwestitalien ist als Königreich Italien in Personalunion mit Frankreich verbunden. Neapel wird von seinem Schwager Joachim Murat beherrscht. Portugal lässt er 1807 besetzen. Durch die Tragikomedie von Bayonne entthront er die spanischen Bourbonen und setzte seinen Bruder Joseph zum König ein. Den von England unterstützten spanischen Volksaufstand hat er 1808 beinahe überwinden, die Engländer müssen das Land verlassen. Da hat England Österreich zu einer neuen Kriegserklärung veranlasst. Der spanische Volksaufstand flammte ununterbrochen auf, ein englisches Heer unter Wellington, von neuem auf.

Fassen wir das Ganze zusammen, so ist Napoleon Glauben zu schenken, dass das Ziel seines Kampfes ein geeintes Europa unter Niederlegung Englands war. Doch er verfehlte sein Ziel, indem er die Völker Europas nicht zu sich heranzog, sondern knechtete. Sein Despotismus war ein Fehler. Die Knechtung der europäischen Völker sollte allerdings nur Mittel zum Zweck sein. Aber das Mittel verlor alles. Die europäischen Völker mussten in tragischer Vergeblichkeit ihren Verlierer bekämpfen und befreien sehen, während England sie nur als seine Landsknechte des Festlandes benutzte.

Und nun konnte das klassische Zeitalter der unbeschränkten englischen Meer- und Kolonialherrschaft beginnen. Die europäischen Völker mussten in tragischem Verdesselempus Napoleons befreien. England zum Weltdepotismus verfallen.

Das berechnete Ziel Napoleons — ein geeintes Europa — war durch eigene Fehler nicht erreicht.



Napoleon während der Revolte von Boulogne

Gnellsenau. Diese Gefühle fanden auch im Süden Sympathie, so bei dem bayerischen Kronprinzen und späteren König Ludwig I. und in der Flugschrift über Deutschlands tiefste Erniedrigung, für die der Buchhändler Palm sich opfern musste.

Doch im allgemeinen war der Westen und Süden Deutschlands bonapartistisch gesinnt. Die Offiziere der Rheinbundstaaten erfreuten sich des französischen Krieges, ihre Fürsten bestanden Gebietsverweiterungen. Aus den Staatskammern des alten Reiches entstanden lebensfähige Mittelstaaten. Eine überlegene Bürokratie räumte einen Schutzhafen veralteter Einrichtungen fort. Dass die neue Zeit, obgleich Fremdherrschaft, in mancher Hinsicht segnerisch wirkte, ist nicht zu leugnen.

Die bonapartistische Gesinnung wirkte im Westen und Süden Deutschlands noch lange nach dem Sturz Napoleons nach. Es sei an die Heutige Erzählung „Das Bild des Kaisers“ erinnert. Wohl flammte auch im Südwesten die deutsche Begeisterung auf, als Thiers seine diplomatische Nieder-



Zusammenkunft zwischen Napoleon und dem Kaiser von Österreich in der Nähe von Nasodolovits

Archiv-Aufnahmen

den Gärten und fliessenden Durchsätzen erzählen.

Draussen wartet das Grab. Die Hügel des Rheingaus wölben sich leicht vor dem blauen Aachener hinter der Friedhofsmauer, fern, fährt auf stählernen Schienen, strängen ein Zug in die Welt, gelb blinken die gemächten Kornschwaden vom Feld herüber. Das Grab des Mädchens Karoline v. Günderode, liegt im Schatten an der Mauer — unscheinbar und ohne Blumen. „Es ist nicht Körper und Geist geschieden, dass das eine der Zeit, das andere der Ewigkeit angehört, es ist Eins, gehört sich selbst und ist Zeit und Ewigkeit zugleich, das sichtbar und unsichtbar, bleibend im Wandel, ein unendliches Lebens — raunen uns die Worte aus den Schriften dieses Mädchens durch den Sinn. Grüne Gärten voll Blumen und obdachlosen Bäume breiten neben unserem Weg ein bewegliches Spiel aus Schatten und Farbe. Wind fährt in weiten, atmenden Stößen über die Landschaft des Sommers hin. Am Flussufer wiegen sich blaue Wegwarten; von dem grauen, im Wind aufblühenden Wiesen, streuen ihre helle Blüten gleich einem zarten und verwandten Element. Das steinernen, sogenannte „Graue Haus“, das älteste noch erhaltene Steinwohnhau Deutschlands, liegt wie ein geduckter Block nicht weit von Rand des vorderwäldigen Wälders — Palmenart an freude bedeckter Luft aus seinem An-

flachen, holzgetäfelten Decke, ist das Innere der dörflichen, aus dem Ende des 17. Jahrhunderts stammenden Pfarrkirche; breit wie ein Wächter ruht sie vor dem blühenden Totengarten, in dem auch das junge Stillsitzmädchen Günderode im ewigen Schlafe liegt. Vor der hoch geschwungenen Öffnung zum Chor hängt ein dunkler, matter Leuchter in der Kirche, matt schiff hinein: Die Madonna in der Glorie eines Strahlenkranzes; wie ein ausdauernd flammender Mantel umgibt er den schmalen Umriss ihrer Gestalt. Die Flüsse ruhen auf der mütterlichen Mondschleier, verwinden Lebensgrund — ihr Kind trägt ein Zepher, ein kleiner König, über dem das bäuerliche feste Gesicht der Mutter beruhigend und stetig leuchtet. Das geschnitzte Gestühl im Chor schimmert in matt braunem Holz, unter dem schön gebildeten Gewölbe das sich, wie ein verheissungsvoller Eingang zu emporeter Seligkeit, von der flachen Decke der Hallenkirche abgrenzt. Wie muss die bäuerliche Orgel, die in den Farben von Sonne, Himmel und Erde, in Gold, Blau und Braun erglänzt, in feierlichen Stunden den Raum mit ihrer Klangfülle füllen. Gleich dunklen Bienensummen wird sie täglich von ewig wiederkehren-

den Vater starben, zu Hause. — Ich greife nach der vollen, wohlgerundeten Weintraube, die metallglänzend an der Eingangsür baumelt — es klingelt durchs Haus, und nun steigen wir die hübsche helle Treppe hinauf und stehen auf dem Treppenaussatz vor dem Geländer-Wappen: In der Mitte trägt eine Weintraube, das Grab des Mädchens Karoline v. Günderode, liegt im Schatten an der Mauer — unscheinbar und ohne Blumen. „Es ist nicht Körper und Geist geschieden, dass das eine der Zeit, das andere der Ewigkeit angehört, es ist Eins, gehört sich selbst und ist Zeit und Ewigkeit zugleich, das sichtbar und unsichtbar, bleibend im Wandel, ein unendliches Lebens — raunen uns die Worte aus den Schriften dieses Mädchens durch den Sinn. Grüne Gärten voll Blumen und obdachlosen Bäume breiten neben unserem Weg ein bewegliches Spiel aus Schatten und Farbe. Wind fährt in weiten, atmenden Stößen über die Landschaft des Sommers hin. Am Flussufer wiegen sich blaue Wegwarten; von dem grauen, im Wind aufblühenden Wiesen, streuen ihre helle Blüten gleich einem zarten und verwandten Element. Das steinernen, sogenannte „Graue Haus“, das älteste noch erhaltene Steinwohnhau Deutschlands, liegt wie ein geduckter Block nicht weit von Rand des vorderwäldigen Wälders — Palmenart an freude bedeckter Luft aus seinem An-

den Gärten und fliessenden Durchsätzen erzählen. Draussen wartet das Grab. Die Hügel des Rheingaus wölben sich leicht vor dem blauen Aachener hinter der Friedhofsmauer, fern, fährt auf stählernen Schienen, strängen ein Zug in die Welt, gelb blinken die gemächten Kornschwaden vom Feld herüber. Das Grab des Mädchens Karoline v. Günderode, liegt im Schatten an der Mauer — unscheinbar und ohne Blumen. „Es ist nicht Körper und Geist geschieden, dass das eine der Zeit, das andere der Ewigkeit angehört, es ist Eins, gehört sich selbst und ist Zeit und Ewigkeit zugleich, das sichtbar und unsichtbar, bleibend im Wandel, ein unendliches Lebens — raunen uns die Worte aus den Schriften dieses Mädchens durch den Sinn. Grüne Gärten voll Blumen und obdachlosen Bäume breiten neben unserem Weg ein bewegliches Spiel aus Schatten und Farbe. Wind fährt in weiten, atmenden Stößen über die Landschaft des Sommers hin. Am Flussufer wiegen sich blaue Wegwarten; von dem grauen, im Wind aufblühenden Wiesen, streuen ihre helle Blüten gleich einem zarten und verwandten Element. Das steinernen, sogenannte „Graue Haus“, das älteste noch erhaltene Steinwohnhau Deutschlands, liegt wie ein geduckter Block nicht weit von Rand des vorderwäldigen Wälders — Palmenart an freude bedeckter Luft aus seinem An-

den Gärten und fliessenden Durchsätzen erzählen. Draussen wartet das Grab. Die Hügel des Rheingaus wölben sich leicht vor dem blauen Aachener hinter der Friedhofsmauer, fern, fährt auf stählernen Schienen, strängen ein Zug in die Welt, gelb blinken die gemächten Kornschwaden vom Feld herüber. Das Grab des Mädchens Karoline v. Günderode, liegt im Schatten an der Mauer — unscheinbar und ohne Blumen. „Es ist nicht Körper und Geist geschieden, dass das eine der Zeit, das andere der Ewigkeit angehört, es ist Eins, gehört sich selbst und ist Zeit und Ewigkeit zugleich, das sichtbar und unsichtbar, bleibend im Wandel, ein unendliches Lebens — raunen uns die Worte aus den Schriften dieses Mädchens durch den Sinn. Grüne Gärten voll Blumen und obdachlosen Bäume breiten neben unserem Weg ein bewegliches Spiel aus Schatten und Farbe. Wind fährt in weiten, atmenden Stößen über die Landschaft des Sommers hin. Am Flussufer wiegen sich blaue Wegwarten; von dem grauen, im Wind aufblühenden Wiesen, streuen ihre helle Blüten gleich einem zarten und verwandten Element. Das steinernen, sogenannte „Graue Haus“, das älteste noch erhaltene Steinwohnhau Deutschlands, liegt wie ein geduckter Block nicht weit von Rand des vorderwäldigen Wälders — Palmenart an freude bedeckter Luft aus seinem An-

den Gärten und fliessenden Durchsätzen erzählen. Draussen wartet das Grab. Die Hügel des Rheingaus wölben sich leicht vor dem blauen Aachener hinter der Friedhofsmauer, fern, fährt auf stählernen Schienen, strängen ein Zug in die Welt, gelb blinken die gemächten Kornschwaden vom Feld herüber. Das Grab des Mädchens Karoline v. Günderode, liegt im Schatten an der Mauer — unscheinbar und ohne Blumen. „Es ist nicht Körper und Geist geschieden, dass das eine der Zeit, das andere der Ewigkeit angehört, es ist Eins, gehört sich selbst und ist Zeit und Ewigkeit zugleich, das sichtbar und unsichtbar, bleibend im Wandel, ein unendliches Lebens — raunen uns die Worte aus den Schriften dieses Mädchens durch den Sinn. Grüne Gärten voll Blumen und obdachlosen Bäume breiten neben unserem Weg ein bewegliches Spiel aus Schatten und Farbe. Wind fährt in weiten, atmenden Stößen über die Landschaft des Sommers hin. Am Flussufer wiegen sich blaue Wegwarten; von dem grauen, im Wind aufblühenden Wiesen, streuen ihre helle Blüten gleich einem zarten und verwandten Element. Das steinernen, sogenannte „Graue Haus“, das älteste noch erhaltene Steinwohnhau Deutschlands, liegt wie ein geduckter Block nicht weit von Rand des vorderwäldigen Wälders — Palmenart an freude bedeckter Luft aus seinem An-

runge gegen ihn angezettelt, eine Koalition nach der anderen gegen ihn zustande gebracht und ihn zu Kriegen gezwungen, die er gar nicht gewollt habe. Das ist nur zum Teil richtig. Dass der englische Secret Service fortgesetzt Herrschaft und Leben des ersten Konsuls und Kaisers bedrohte, ist unzweifelhaft.

Der Kaiser hatte im Lager zu Boulogne die Landung in England vorbereitet. Da stieg ihm die Koalition von Österreich und Russland, das Lager abbrechen und nach Österreich zu eilen. Er gewann zwar am 2. Dezember 1805 die Dreikaiserschlacht von Austerlitz. Aber am 11. Oktober 1806 war seine Flotte bei Trafalgar von Nelson vernichtet worden, womit jeder weitere Landungsversuch in England ausgeschlossen war.

Doch zum Kriege gegen Preussen 1806/07 war er nicht durch England gezwungen. Denn Preussen befand sich mit England im Kriege, weil es sich 1806 von Napoleon gegen andere Abtretungen Hannover hatte schenken lassen. Erst nach Ausbruch des Krieges mit Frankreich wurde der dreieckige Krieg durch einen preussisch-englischen Friedensschluss beendet.

Da eine Landung in England nicht unmöglich war, suchte nun Napoleon England wirtschaftlich durch die Kontinentalperre zu vernichten. Das Berliner Dekret vom 21. November 1806 verbot allen Handel Englands mit den Küsten Frankreichs und seiner Verbündeten.

Im Tilsiter Frieden von 1807 schlossen sich auch Preussen und Russland dem Kontinentalssystem an. Und es war wesentlich Grund für den Krieg Napoleons gegen Russland 1812, dass Russland sich England näherte und das Kontinentalssystem aufgab.

Und nun haben wir auch die Lösung für die anscheinend sinnlose französische Machtpolitik. Werfen wir einen Blick auf die Karte von 1806 und 1807. Von Wien und Amsterdam, von Bremen, Hamburg und Lübeck, aber auch Genua, Florenz und Rom unmittelbar französische Städte. Auch die illyrischen Provinzen sind französisch. Nordwestitalien ist als Königreich Italien in Personalunion mit Frankreich verbunden. Neapel wird von seinem Schwager Joachim Murat beherrscht. Portugal lässt er 1807 besetzen. Durch die Tragikomedie von Bayonne entthront er die spanischen Bourbonen und setzte seinen Bruder Joseph zum König ein. Den von England unterstützten spanischen Volksaufstand hat er 1808 beinahe überwinden, die Engländer müssen das Land verlassen. Da hat England Österreich zu einer neuen Kriegserklärung veranlasst. Der spanische Volksaufstand flammte ununterbrochen auf, ein englisches Heer unter Wellington, von neuem auf.

Fassen wir das Ganze zusammen, so ist Napoleon Glauben zu schenken, dass das Ziel seines Kampfes ein geeintes Europa unter Niederlegung Englands war. Doch er verfehlte sein Ziel, indem er die Völker Europas nicht zu sich heranzog, sondern knechtete. Sein Despotismus war ein Fehler. Die Knechtung der europäischen Völker sollte allerdings nur Mittel zum Zweck sein. Aber das Mittel verlor alles. Die europäischen Völker mussten in tragischer Vergeblichkeit ihren Verlierer bekämpfen und befreien sehen, während England sie nur als seine Landsknechte des Festlandes benutzte.

Und nun konnte das klassische Zeitalter der unbeschränkten englischen Meer- und Kolonialherrschaft beginnen. Die europäischen Völker mussten in tragischem Verdesselempus Napoleons befreien. England zum Weltdepotismus verfallen.

Das berechnete Ziel Napoleons — ein geeintes Europa — war durch eigene Fehler nicht erreicht.

In den letzten Tagen des Juli vergangenen Jahres hat sich auf einem mecklenburgischen Herrensitze, der in der Schönheit dieses gesegneten Landes wie eine Perle in makelloser Fassung schimmert, eine Szene abgespielt, die östlich und im Umkreis die ländliche Öffentlichkeit freudig erregte und bereits Tage zuvor ihre Phantasie beschäftigte. Der Gutsherr und seine junge Gattin sollten ihren Einzug in die angestammte Herrschaft halten, und sämtliche Gäste, vom Herrn Inspektor bis zum Waldhüter, dazu die blumenstreuenden Ehrenmädchen, die Dorfkapelle und der fahnen geschwengte Schützenverein waren aufgeboten, um dem Ereignis des traditionellen grossen Tages im ländlichen Jahr zu verhelfen.

In eben dem Augenblicke, als mit der Ankunft und Begrüssung des hohen Paars Erwartung und Jubel ihren Höhepunkt erreichten, traf auf diesem Gutehof eine Gruppe von Flüchtlingen aus der in diesen Schicksalsnächten so furchtbar verheerten Stadt Hamburg ein, die, noch ehe sie Unterkunft und Hilfe finden konnten, auf dem ungeliebten Ereignisse der Verwirrung der hierorts versammelten Empfindungen zu machen — nicht einmal ein echtes

Ereignis, sondern eine Filmszene war.

Die Schauspieler, die daran teilgenommen haben, sagten später aus, dass die Paradoxie der Situation in ein Blitzstrahl getroffen und eigentlich alles in ihnen getötet habe, was der filmische Ausdruck von ihnen fordern musste, und dass sie die Kunst zu lächeln gleichsam hätten neu lernen müssen.

Aber sie haben sie gelernt. Denn diese Szene, so krass sie die Unvereinbarkeit zweier Empfindungsreihen beleuchtet, ja, buchstäblich in das Licht der Scheinwerfer zerrt, so hat sie doch die Logik — eine unerlöschliche Logik — der Ereignisse für sich, die nicht erst seit dieser alarmierenden Szene, aber seitdem in einem vorher nicht gekannten Ausmass, mit allen anderen Deutschen auch die Schaffenden des Films dazu zwingt, den Forderung des Tages voll ins Auge zu blicken.

Die Sensibilität, die man den Schauspielern um ihrer Kunst (und auch um der Kunst zu lächeln) willen zubilligen muss, tut keine gute Waffe, wenn es sich darum handelt, unter den ausserlichen Bedrohungen dieser Zeit, zum Beispiel in einer fast unaufhörlich vom Terror heimgesuchten Stadt, nicht allein die sehr strengen Be-

rauforderungen zu erfüllen, sondern damit auch noch der Kunst zu dienen.

Der Hauptdarsteller eines solchen uraufgeführten ernsten und wertvollen Filmwerkes bekundete für sich und namens seiner Kollegen, dass er stolz darauf sei, zu den Filmhelfenden zu gehören, die auch unter den gegebenen Verhältnissen ohne jede Anwendung von Nachlässigkeit viele Millionen schaffende deutsche Menschen ihre Pflicht erfüllen, er stand aber nicht an, zu bekunden, welche Mühsal es bedeute, sich vor der Kamera auf die künstlerische Aufgabe zu konzentrieren und ihr das Lächeln des unbeschwert und heiteren Augenblicks zu bieten, während man in der Nacht zuvor das eigene Heim verloren habe oder zur selben Stunde darum bangen müsse, es zu verlieren.

Es wäre unrecht, diese Zusammenhänge, von denen sich der Aussetzende keine Vorstellung zu machen pflegt, vielleicht nur deshalb zu verschweigen, weil es die Illusion des filmischen Erlebens stören könnte. Es wäre vielmehr eine Illusion, anzunehmen, dass der Film eine Oase ausserhalb dieser Zeit bewohne. Was ihn heute auszeichnet und privilegiert, ist allein die Kunst zu lächeln.

W. H.



Am Eingang zur Triumphgasse

Eine der wenigen Erinnerungen, die Triest aus der Römerzeit erhalten geblieben sind, ist der „Arco di Riccardo“, auf deutsch Riccardobogen, dessen Entstehung der Volksmund mit dem König Richard Löwenherz in Verbindung bringt. Im Mittelalter nämlich wurde dieses römische Stadttor, das eigentlich Augustusbogen heissen müsste, auf den Namen von König Karl umbenannt und aus den Worten „Re Carlos“ hat der Volksmund dann „Riccardo“ gemacht. Unser Bild zeigt das Tor, wie es vor 50 Jahren aussah. Heute sind einige nebenstehende Häusergruppen abgebrochen, sodass der Bogen freiliegt. Dieser „Arco di Riccardo“ oder „Triumphbogen“ am Eingang zur Triumphgasse ist der Schauplatz eines Romans „Aus der Triumphgasse“ der grossen deutschen Dichterin Ricarda Huch, die um die Jahrhundertwende einige Jahre in Triest lebte.

Dessen Roman lesen Sie demnächst in der „Deutsche Adria-Zeitung“!

Die Kunst zu lächeln

Hintergrund einer Filmszene

In den letzten Tagen des Juli vergangenen Jahres hat sich auf einem mecklenburgischen Herrensitze, der in der Schönheit dieses gesegneten Landes wie eine Perle in makelloser Fassung schimmert, eine Szene abgespielt, die östlich und im Umkreis die ländliche Öffentlichkeit freudig erregte und bereits Tage zuvor ihre Phantasie beschäftigte. Der Gutsherr und seine junge Gattin sollten ihren Einzug in die angestammte Herrschaft halten, und sämtliche Gäste, vom Herrn Inspektor bis zum Waldhüter, dazu die blumenstreuenden Ehrenmädchen, die Dorfkapelle und der fahnen geschwengte Schützenverein waren aufgeboten, um dem Ereignis des traditionellen grossen Tages im ländlichen Jahr zu verhelfen.

In eben dem Augenblicke, als mit der Ankunft und Begrüssung des hohen Paars Erwartung und Jubel ihren Höhepunkt erreichten, traf auf diesem Gutehof eine Gruppe von Flüchtlingen aus der in diesen Schicksalsnächten so furchtbar verheerten Stadt Hamburg ein, die, noch ehe sie Unterkunft und Hilfe finden konnten, auf dem ungeliebten Ereignisse der Verwirrung der hierorts versammelten Empfindungen zu machen — nicht einmal ein echtes

Ereignis, sondern eine Filmszene war.

Die Schauspieler, die daran teilgenommen haben, sagten später aus, dass die Paradoxie der Situation in ein Blitzstrahl getroffen und eigentlich alles in ihnen getötet habe, was der filmische Ausdruck von ihnen fordern musste, und dass sie die Kunst zu lächeln gleichsam hätten neu lernen müssen.

Aber sie haben sie gelernt. Denn diese Szene, so krass sie die Unvereinbarkeit zweier Empfindungsreihen beleuchtet, ja, buchstäblich in das Licht der Scheinwerfer zerrt, so hat sie doch die Logik — eine unerlöschliche Logik — der Ereignisse für sich, die nicht erst seit dieser alarmierenden Szene, aber seitdem in einem vorher nicht gekannten Ausmass, mit allen anderen Deutschen auch die Schaffenden des Films dazu zwingt, den Forderung des Tages voll ins Auge zu blicken.

Die Sensibilität, die man den Schauspielern um ihrer Kunst (und auch um der Kunst zu lächeln) willen zubilligen muss, tut keine gute Waffe, wenn es sich darum handelt, unter den ausserlichen Bedrohungen dieser Zeit, zum Beispiel in einer fast unaufhörlich vom Terror heimgesuchten Stadt, nicht allein die sehr strengen Be-

rauforderungen zu erfüllen, sondern damit auch noch der Kunst zu dienen.

Der Hauptdarsteller eines solchen uraufgeführten ernsten und wertvollen Filmwerkes bekundete für sich und namens seiner Kollegen, dass er stolz darauf sei, zu den Filmhelfenden zu gehören, die auch unter den gegebenen Verhältnissen ohne jede Anwendung von Nachlässigkeit viele Millionen schaffende deutsche Menschen ihre Pflicht erfüllen, er stand aber nicht an, zu bekunden, welche Mühsal es bedeute, sich vor der Kamera auf die künstlerische Aufgabe zu konzentrieren und ihr das Lächeln des unbeschwert und heiteren Augenblicks zu bieten, während man in der Nacht zuvor das eigene Heim verloren habe oder zur selben Stunde darum bangen müsse, es zu verlieren.

Es wäre unrecht, diese Zusammenhänge, von denen sich der Aussetzende keine Vorstellung zu machen pflegt, vielleicht nur deshalb zu verschweigen, weil es die Illusion des filmischen Erlebens stören könnte. Es wäre vielmehr eine Illusion, anzunehmen, dass der Film eine Oase ausserhalb dieser Zeit bewohne. Was ihn heute auszeichnet und privilegiert, ist allein die Kunst zu lächeln.

W. H.

Romantik zwischen Hügel und Strom

Besuch bei den Brentano-Geschwistern

Wir sind trotzdem gefahren! Von meinem Fahren, das über die Stadt hinausführt, weit, bis zum Dunst der Rheingänge, hat uns überm Strom ein schmaler, leicht gelber Himmelstreifen entgegengeblinzt — ja, aus selbstem bewegten grauen Wolkenbildern haben wir das zaghafte Sonnenzeichen herausgerissen und sind in das zwielichtige Weiter hinein gefahren. Denn uns lockt das Ziel.

Irgendwo dort, in dem schmalen am Flussufer im grünen Rheingau entlanggebreiteten dörflchen Winkel, liegt das Haus, in dem die daseinsprechenden Brentano-Geschwister, das „graue“, unbeschriebene Herz des romantischen Dichterkreises, viele Sommer verbrachten. Goethe kehrte bei ihnen ein, und die heitere Frau Rat half ihm, ihre phantasiefreudigen Feiern im Haus am Rheinufer zu feiern. Die Geschwisterkreise, besonders dem Dichter Clemens Brentano und seiner Schwester Bettina, der jungen Freundin Goethes, stand das Mädchen Karoline v. Günderode nahe. Sie, eine Dichterin, eine weiche und geistvolle junge Frau von einer ernsten und zarten Schönheit, wehte nicht in Winkel, um Feste zu feiern. Sie suchte hier die Tod, still und verborgen, aber sie ihren eigenen Weg, der sie die der Abschee des geliebten „Grauen Hauses“ bedeckte.

Friedrich Kreuzer, nach einer Trennung von seiner Frau mit ihr ein gemeinsames Leben aufzubauen, dem Tod in die Arme führte. Am Ufer des Stroms, mitten in der lieblich-lebendigen Südländlichkeit des Rheingaus, sties sie gleich einem Dolch in das Herz, das dem Leben zaghafte, dem Tode aber entschlossenen entgegengeschritten war. — So sind wir gekommen, ein Haus und ein Grab zu suchen, in der Zeit und ihrer Wirklichkeit nahe zu sein, deren unablässige Strömung nicht versiegt sind. Grüne Gärten voll Blumen und obdachlosen Bäume breiten neben unserem Weg ein bewegliches Spiel aus Schatten und Farbe. Wind fährt in weiten, atmenden Stößen über die Landschaft des Sommers hin. Am Flussufer wiegen sich blaue Wegwarten; von dem grauen, im Wind aufblühenden Wiesen, streuen ihre helle Blüten gleich einem zarten und verwandten Element. Das steinernen, sogenannte „Graue Haus“, das älteste noch erhaltene Steinwohnhau Deutschlands, liegt wie ein geduckter Block nicht weit von Rand des vorderwäldigen Wälders — Palmenart an freude bedeckter Luft aus seinem An-

den Gärten und fliessenden Durchsätzen erzählen. Draussen wartet das Grab. Die Hügel des Rheingaus wölben sich leicht vor dem blauen Aachener hinter der Friedhofsmauer, fern, fährt auf stählernen Schienen, strängen ein Zug in die Welt, gelb blinken die gemächten Kornschwaden vom Feld herüber. Das Grab des Mädchens Karoline v. Günderode, liegt im Schatten an der Mauer — unscheinbar und ohne Blumen. „Es ist nicht Körper und Geist geschieden, dass das eine der Zeit, das andere der Ewigkeit angehört, es ist Eins, gehört sich selbst und ist Zeit und Ewigkeit zugleich, das sichtbar und unsichtbar, bleibend im Wandel, ein unendliches Lebens — raunen uns die Worte aus den Schriften dieses Mädchens durch den Sinn. Grüne Gärten voll Blumen und obdachlosen Bäume breiten neben unserem Weg ein bewegliches Spiel aus Schatten und Farbe. Wind fährt in weiten, atmenden Stößen über die Landschaft des Sommers hin. Am Flussufer wiegen sich blaue Wegwarten; von dem grauen, im Wind aufblühenden Wiesen, streuen ihre helle Blüten gleich einem zarten und verwandten Element. Das steinernen, sogenannte „Graue Haus“, das älteste noch erhaltene Steinwohnhau Deutschlands, liegt wie ein geduckter Block nicht weit von Rand des vorderwäldigen Wälders — Palmenart an freude bedeckter Luft aus seinem An-

den Gärten und fliessenden Durchsätzen erzählen. Draussen wartet das Grab. Die Hügel des Rheingaus wölben sich leicht vor dem blauen Aachener hinter der Friedhofsmauer, fern, fährt auf stählernen Schienen, strängen ein Zug in die Welt, gelb blinken die gemächten Kornschwaden vom Feld herüber. Das Grab des Mädchens Karoline v. Günderode, liegt im Schatten an der Mauer — unscheinbar und ohne Blumen. „Es ist nicht Körper und Geist geschieden, dass das eine der Zeit, das andere der Ewigkeit angehört, es ist Eins, gehört sich selbst und ist Zeit und Ewigkeit zugleich, das sichtbar und unsichtbar, bleibend im Wandel, ein unendliches Lebens — raunen uns die Worte aus den Schriften dieses Mädchens durch den Sinn. Grüne Gärten voll Blumen und obdachlosen Bäume breiten neben unserem Weg ein bewegliches Spiel aus Schatten und Farbe. Wind fährt in weiten, atmenden Stößen über die Landschaft des Sommers hin. Am Flussufer wiegen sich blaue Wegwarten; von dem grauen, im Wind aufblühenden Wiesen, streuen ihre helle Blüten gleich einem zarten und verwandten Element. Das steinernen, sogenannte „Graue Haus“, das älteste noch erhaltene Steinwohnhau Deutschlands, liegt wie ein geduckter Block nicht weit von Rand des vorderwäldigen Wälders — Palmenart an freude bedeckter Luft aus seinem An-

den Gärten und fliessenden Durchsätzen erzählen. Draussen wartet das Grab. Die Hügel des Rheingaus wölben sich leicht vor dem blauen Aachener hinter der Friedhofsmauer, fern, fährt auf stählernen Schienen, strängen ein Zug in die Welt, gelb blinken die gemächten Kornschwaden vom Feld herüber. Das Grab des Mädchens Karoline v. Günderode, liegt im Schatten an der Mauer — unscheinbar und ohne Blumen. „Es ist nicht Körper und Geist geschieden, dass das eine der Zeit, das andere der Ewigkeit angehört, es ist Eins, gehört sich selbst und ist Zeit und Ewigkeit zugleich, das sichtbar und unsichtbar, bleibend im Wandel, ein unendliches Lebens — raunen uns die Worte aus den Schriften dieses Mädchens durch den Sinn. Grüne Gärten voll Blumen und obdachlosen Bäume breiten neben unserem Weg ein bewegliches Spiel aus Schatten und Farbe. Wind fährt in weiten, atmenden Stößen über die Landschaft des Sommers hin. Am Flussufer wiegen sich blaue Wegwarten; von dem grauen, im Wind aufblühenden Wiesen, streuen ihre helle Blüten gleich einem zarten und verwandten Element. Das steinernen, sogenannte „Graue Haus“, das älteste noch erhaltene Steinwohnhau Deutschlands, liegt wie ein ged

